

EIN GAUNER IM HIMMEL

Manchmal ist das Schicksal schon Abenteuer genug:
Maxime Kavtaradze war ganz unten gelandet.
Doch dann kletterte er auf einen Felsen Georgiens
und nahm sich die Freiheit eines neuen Lebens

TEXT MAIK BRANDENBURG FOTOS DMITRIJ LELOTSCHUK



Auf diese Granitnadel zog sich der Dieb und
Trinker Kavtaradze zurück. Und wand
sich Gott zu. 20 Jahre lebte er dort oben, das
Essen hievte er mit einem Seil empor

Dort, wo der Kleine Kaukasus am grünsten ist, wohnt Maxime Kavtaradze auf einem vierzig Meter hohen Felsen und hofft, eines Tages heilig zu werden.

Noch ist er nicht so weit. Noch ist er lediglich ein Mönch mit einer schwerwiegenden Polizeiakte. Noch hat er erst eine Kirche gebaut, mit jedem Stein, den er auf den Gipfel schleppte, eine Sünde abtragend. Noch ist er nur ein erbarmungswürdiger Büsser, der sich vor der Hölle fürchtet. Hier oben jedoch, auf dem Felsen aus bröckelndem Kalk, ist er ihr auf vierzig Meter entwischt.

»Ich brauchte ein halbes Leben für diesen Weg«, sagt Maxime Kavtaradze.

Es ist Ostern, als wir ihn treffen. Vater Maxime ist schwierig. Hart, abweisend. So wie der Felsen, auf dem er wohnt. Einen Fotografen, der ihn einmal besuchen wollte, ließ er vier Tage unten beten, sieben Stunden am Tag, ehe er ihn herauf bat.

Eine hölzerne Leiter, im Gestein blüht Edelweiß, in den Wäldern heulen Schakale. Wir steigen den Felsen hoch, passieren eine Höhle, halten am Granit fest. Ganz oben steht er und wartet. Vater Maxime, der Mönch: graue Augen, graues dünnes Haar, der Bart wie ein gefrorener Wasserfall. Die Hände sind Uhrmacherhände, lang und fein, die Nägel sauber geschnitten. Die blaue Kutte, darüber eine Weste aus Filz, »mein tragbarer Ofen«. Schuhe aus poliertem Leder. »Seid willkommen«, sagt Vater Maxime. Die Nase eines Boxers.

Er führt in sein Haus. Über hundert Jahre stand es unten im Dorf, nicht weit von hier. »Seine Jungs«, die ihn verehren, Arbeitslose aus Tiflis, Maurer aus den Bergen, Lehrer aus Gori, nahmen es auseinander, trugen es auf den Felsen, Brett für Brett, Sprosse für Sprosse. Auf dem Gipfel setzten sie das alte Haus wieder zusammen. Jetzt steht es hoch über den Dächern Katskhis, hart am Nichts. Ein schmaler, steiler Weg oben auf dem Felsen geht zum Haus, vorbei am Plumpsklo, am Gestrüpp, das den Abgrund verdeckt. Ein Gärtchen mit Zwiebeln und Lauch, daneben ein Gestell für die Seife, das Handtuch, das Waschwasser.

Durchs Fenster der Küche blickt man auf einen markanten zweiten Felsen. Dieser andere Felsen ist kaum einen Kilometer entfernt, schmaler als dieser, doch ebenso frei stehend:

eine steile Säule aus Kalkstein inmitten des Tals, bedrängt vom Grün bewaldeter Klippen. Bevor Vater Maxime auf seinen heutigen Felsen umsiedelte, lebte er zwanzig Jahre dort drüben, allein, ganz oben auf dem windigen Plateau der großen Felsnadel in den Wäldern Georgiens. Wenn er rüberblickt zu seinem alten Felsen, sieht er die Kirche auf dem Gipfel. Seine Kirche.

T schiatura, Georgische Sozialistische Sowjetrepublik. Am 7. Januar 1954 Januar presst Anna Kavtaradze in der Grotzkistraße ein stummes Ding ins Laken. Kein Laut, klaglos und ohne einen Säuglingsschrei nimmt Maxime Kavtaradze hin, ins Leben gedrückt zu werden. »Ich war nie ein Kämpfer«, sagt er heute. Die Mutter nennt ihren Sohn Muchron, Sonnenstrahl.

Mit zehn Jahren, der Vater längst aus seinem Leben, ist Maxime Kettenraucher. Nicht viel Sonnenschein, er hat sich mit Banden eingelassen. Trinkt, stiehlt, schwänzt die Schule, nimmt Drogen. Mit siebzehn wird er beim Kartentricksen erwischt und verprügelt, nicht zum ersten Mal. Er zieht fort, arbeitet in einer Holzfabrik und dient später beim Militär, tausende Kilometer weit weg. In Semipalatinsk, einem der größten nuklearen Testgelände der Sowjetunion sieht er die Atompilze am Horizont. Wenn sie verrauchte sind, pfercht er sich in den Schutzanzug, im Panzer karrt man ihn und andere ins verwüstete Areal, »zum Aufräumen«. Es ist die Arbeit, die in der Armee nur Verbrecher machen.

Mit fünfundzwanzig kommt er zurück nach Georgien. Dort greift Maxime im falschen Moment in die Kasse eines Juweliers. Er bekommt vier Jahre im Staatsgefängnis von Tiflis. Man steckt ihn zu den Schlägern, er wird Teil ihres »Unterhaltungsprogramms«. Sie zerschlagen seine Nase, seine Rippen, er wehrt sich nicht. Er muss zur Zwangsarbeit der Straftäter, backt Ziegelsteine. Daheim zündet die Mutter Kerzen in der Kirche an, die Leute sagen: »Ach, Anna, so einen rettetest du nicht mehr.«

Die Mutter: Sie wurde krank, als Maxime ein Junge war. Typhus, sie lag im Koma. Es träumte ihr, sie sei gestorben. Doch dann sei ein weißer Mann auf sie zu getreten, er sagte: »Wer hat dich hineingelassen? Geh' nach Hause und werde alt.« Seitdem, sagt Vater Maxime, war sie gläubig. Bis sie mit neunundachtzig Jahren starb.

Wir steigen von seinem steinernen Wohnsitz hinab. Die Leiter, die kahle Felswand. Gehen durch einen dichten Wald. Maxime führt uns nun zu jenem anderen Felsen gegenüber, auf dessen Gipfel seine alte Kirche steht. Unten, am Fuß der Steilwand, liegt ein Stein, darunter die Mutter. Sie ging, als er oben auf diesem Felsen lebte, die Kirche fast fertig. Maxime wischt den Staub vom Granit, schimpft über das



Gezeichnet von Wind und Kälte. Und vom Leben. Maxim Kavtaradze, einst Sträfling, heute Mönch

falsche Todesdatum, das eingemeißelt steht. Ein kleiner Zaun, ein paar Blumen. Der Felsen spendet Kühle, er hält die Winde ab, dass die Blumen nicht verwehen. Manchmal zeichnet die Kirche ihren Schattenriss auf das Grab. Man kann hier sitzen, ein kleiner Tisch trägt das Essen. Hierher kommt Maxime, wenn auch sein Gott keine Antworten mehr weiß.

Muchron, hatte die Mutter immer gesagt, Muchron, hör' mir zu. »So unmöglich es ist, im Dreck die duftende Myrrhe zu finden, so unmöglich ist es, in der Seele eines Menschen, der schlecht über andere redet, das gut duftende Heilige zu finden.« Die Worte stehen auf dem Grabstein, sie stehen auf dem eingeschweißten Zettel, den Vater Maxime immer unter seiner Kutte trägt. Es ist das Vermächtnis seiner Mutter, die Essenz eines langen Lebens.

Blick vom Grab in den Himmel. Eine schmale, klapprige Leiter führt fast senkrecht empor, vierzig Meter nach oben. Aber Vater Maxime darf dort nicht mehr hoch, auf seinen alten Felsen, in seine alte Kirche.

Sein Gang in die Abgeschiedenheit, sein Weg in die Natur, ist eine verworrene Geschichte. Es ist auch die Geschichte seiner Auferstehung. Doch was war geschehen?

Nach anderthalb Jahren floh Maxime aus dem Tifliser Gefängnis, tauchte unter in Moskau. Er kannte neue Tricks, die Zeit im Gefängnis war auch eine Zeit der Lehre. Er wusste, welchen Dreck man sich in die Wunden schmiert, um auf die Krankenstation zu kommen. Er wusste, dass schimmeliges Brot gegen Infektionen schützt, weil es Penicillin enthält, und dass es nicht mal übel schmeckt. Er wusste, wie man aus Marmelade, Brot und Wasser einen ordentlichen Schnaps fabriziert. Und er hatte gelernt, wie man teure Ikonen stiehlt. In Moskau ereignete sich das, was Vater Maxime sein erstes Wunder nennt, sein »Ikonenwunder«.

»Wir wurden erwischt, eine Wohnung am Arbat. Doch ich bekam keine neue Strafe.« Das, sagt Maxime, sei das erste Wunder gewesen. »Nur den Rest der alten Strafe musste ich noch absitzen, diesmal in Rostow am Don.« Das dritte Mal im Bau. Dort reißt ihn die Tuberkulose nieder, er hustet schwarzes Blut. »Ich betete, zum ersten Mal seit Jahren. Ich wurde gesund.« Das war das zweite Wunder. »Weißt du«, sagt Vater Maxime, »ich habe Gott immer gespürt, ich wusste, er ist bei mir. Im Gefängnis, auf der Straße, immer.«

Wir sind zurück auf seinem Felsen, dem anderen, auf dem er heute wohnt. Maxime sitzt in seiner Küche und blickt rüber zu dem nahen Monolithen, eine Wolke steht drüber, sie hüllt die Kirche darauf in einen grauen Kittel. Gesang zieht heran. Er kommt von den zwei jungen Mönchen Benjamin und Arkadi, die zum nahen Kloster gehören und ihm ihre Festgaben bringen. Sie stellen Brot auf den Tisch, Obst, >



Karges Dasein. Heute lebt der Vater in einer alten Hütte auf seinem zweiten Felsen. Allein auf vierzig Meter Höhe



Leise Gesten, demütige Worte. Die Menschen kommen und hören ihm zu



Eine weiße Reise liegt hinter ihm. Vater Maxime auf dem Weg in die Wälder

Käse. Es ist Ostern. Durch die Küche streicht die süße Luft der Gebete. Benjamin und Arkadi sagen: »Erzählt den Leuten von der Wiedergeburt des Muchron Kavtaradze.«

Im Winter 1991, entlassen aus dem Strafgefängnis von Rostow am Don, zog er zurück nach Tschiatura, seine Heimatstadt. In der Manganfabrik arbeitete er seine Schulden ab, bei den einstigen Kameraden, der Mutter, der Schwester. »So bin ich erzogen, man muss das Gute zurückgeben.« Sieben Jahre atmete er den Staub des metallenen Steins, den schwarzen, brennenden Rauch, der hoch in seine Kranführerkabine zog. »Ich hätte weitermachen können wie bisher«, sagt Vater Maxime. »Hätte ein Bandit bleiben können. Ich konnte aber auch einen neuen Weg gehen.«

Was, Vater Maxime, gab den Ausschlag? Er lächelt, streicht sich über den Bart, grau wie altes Eis. »Mein Gewissen quälte mich. Ich war ein schlechter Mensch. Doch Gott war bei mir, er hat seine Wunder an mir getan. Und man muss zurückgeben, ich bin so erzogen.«

An einem Frühlingstag des Jahres 1992, das Eis noch im Gestein, stieg Muchron Kavtaradze aus der befleckten Kluft eines Sträflings in die Kutte eines Mönchs. Er nannte sich jetzt Vater Maxime. Er fragte niemand.

Er wanderte zu dem Felsen nahe der Stadt, der wie eine gigantische Nadel in den Himmel sticht. Dann kroch er in eine Höhle am Fuße der Wand. Ein Skelett lag in der Höhle, ein Einsiedler wie er, er begrub ihn. Er zerschlug das Dickicht um den Felsen, aus Zweigen baute er sich das Bett, die Äste schnitt er zu Brettern. Aus verlassenen Hütten klaubte er, was noch zu gebrauchen war. Mit einem Stein schlug er das Kreuz in den Boden. Es war kein Traum, keine Vision.

»Es war nur das, was ich tun musste.«

Die Leute kamen und sagten: Der Mann ist ein Verrückter. Aber er ist ein Mensch. Ist er doch, oder? Sie stellten Wein vor seinen Bau, Brot und Wasser. Sie warteten. Als er alles nahm, waren sie sicher: Ja, er ist ein Mensch! Sie gaben ihm Werkzeug. Mit ihrer Axt trieb er Pfähle in den Boden und schnitt sich die Fingernägel, mit ihrem Holz und ihren Ziegeln wuchs eine Kapelle. Ein alter Kühlschranks wurde sein Bett, zog er die Beine an, konnte er in dem Klotz schlafen. Im Frost einer Januarnacht entzündete er unter dem Kasten ein Feuer und nickte ein. Ein Neugieriger, der den Wilden sehen wollte, fand ihn wenig später, bewusstlos. Das entweichende Ammoniak hatte ihn schon fast umgebracht. Nach diesem Schrecken wollte er fort, seine Höhle am Fuße des Felsen wieder verlassen.

Doch seine Mutter, die damals noch lebte, Hausfrau in Tschiatura, keine fünfzehn Kilometer von ihrem Sohn, hatte wieder so einen Traum. »Darin tauchte ich an der Säule auf,

schlotternd vor Kälte. Und plötzlich sei die Sonne hervorgekommen.« Ein Wink von oben, so deutete die Mutter ihren Traum. Eine Vorsehung, er solle am Felsen bleiben. »Wenig später geschah es dann tatsächlich«, sagt Vater Maxime. »Ich stand an der Säule, die Sonne kam raus, erwärmte ein Stein.« Er zog mit ihrem wandernden Schein durch den Tag und um den Felsen. Er überlebte, den Tag, die Nacht, den Winter.

Die Leute kamen zu seiner Höhle am Monolithen. Sie wussten, er ist kein Verrückter, kein Tier. Manche gingen nicht mehr fort. Sie lasen mit ihm in der Bibel, gemeinsam bauten sie ein Häuschen für den Mönch. Manchmal saßen sie am Feuer und blickten hoch. Dort oben lag die Ruine einer uralten Kirche. Wer sie baute, wer darin einst wohnte, es ist bis heute ein Rätsel. Ein lange vergessener Mönch wohl. Eine Tafel auf dem Gipfel, dem Heiligen Georg gewidmet, wird auf das elfte Jahrhundert datiert. Doch niemand weiß, wie der ferne Mönch einst dort hoch gestiegen war, wie er die Quader gen Himmel gewuchtet hatte.

»Eine Schande, diese Ruine«, sagte Vater Maxime.

An einem Sommertag 1993 klinkten Bergsteiger ihn an die Gurte und zogen ihn vierzig Meter hoch, bis auf den Gipfel des Felsen. Ein Areal so groß wie ein Tennisplatz, Geröll, Sand, kein Baum, kein Strauch. Er hatte niemanden gefragt, auch nicht den Bischof. Er fühlte den Segen von oben. Er räumte den Bruch der Jahrhunderte fort, die Scherben, die Ziegeltrümmer, den Kot der Vögel, Knochen. Er sortierte die unzerbrochenen Ziegel, schichtete sie zu einem neuen Haus. Zwei Jahrzehnte wird er von nun an oben auf dem Felsen wohnen und ihn in all der Zeit nur für wenige Tage verlassen. Das Essen, das sie ihm aus dem Dorf bringen, zieht er mit einem Seil hinauf. »Es war nur dass, was ich tun musste.«

Die Leute brachten Sägen, Hämmer, Äxte. Ein Mann baute eine Eisenleiter, die Manganfabrik schickte Tonnen von Ziegeln. Gemeinsam gingen sie in die Berge, brachen Sandstein heraus, schlugen das Holz für die Balken. Ein Arbeiter zeigte ihnen, wie man Beton mischt, ein anderer baute den Flaschenzug für die Lasten. Nach neun Jahrhunderten und fünfzehn Jahren erhob sich, auf der Felsensäule weit über dem Tal von Katskhi, wieder eine Kirche.

Seine Stimme: Tief ist sie, im ersten Wort. Doch gleich steigt sie ins Krächzende, Atemlose, um dann im schrills-

An einem Sommertag hängen ihn Bergsteiger an ein Seil. Und ziehen den Mönch hinauf zum Gipfel



Der Weg auf den Felsen ist steil, brüchig und vierzig Meter hoch

ten Diskant zu verenden. Vater Maxime trägt schwer am chronischen Bronchialasthma, vielleicht war es die Tuberkulose, waren es die Zigaretten, vielleicht der Alkohol. Womöglich auch zerkratzten die Fröste der ungezählten Höhlennächte seine Stimmbänder.

Wir sitzen am Küchentisch, der überladen ist mit den Speisen des Landes, dazu der dunkle, süße Wein aus den Amphoren. Männer treten leise durch seine Tür, stellen Schüsseln, Teller ab. Die Frauen haben gekocht, aber ihnen ist es verboten, zum Mönch hinauf zu steigen. Schweigend essen wir, Vater Maxime nimmt wenig. Er fastet seit bald vierzig Tagen, kein Fleisch, kein Öl, nichts Süßes. Er lacht. »Warum esst ihr nicht?« Die georgische Tafel sei gut, sie vertreibe die schlechtesten Gedanken. Zwischen den Felsen schwebt minutenlang ein Adler.

Seine »Jungs« kommen herein, stille, freundliche Männer. Sie fegen die Stube, reparieren die Leiter, jäten das Unkraut. Sie haben alle von Vater Maxime gehört, sie sind ihm in der Kirche begegnet, in den Bergen, im Baumarkt. Viele haben Familie. Auch Kusmas, Vater von fünf Kindern. Seit Monaten ist er um den Mönch. Und nun möchte er bei Maxime bleiben, für immer. In Tschiatura besitzt Kusmas ein Bauunternehmen. Sein Haus hat einen Weinkeller, Pool, eine Garage für den Geländewagen. Doch nichts davon bedeutet ihm noch etwas. Kusmas sehnt sich nach der Felsenhütte,

nach der Stille und Abgeschlossenheit der Wälder. Er sucht die Nähe, die Gespräche mit Maxime. Sehnt sich nach einem einfachen Leben, ohne die Probleme des Alltags, mit mehr Spiritualität. Seine Familie versteht das nicht, sie vermisst ihn. Die Tochter fliegt ihm an den Hals, wenn er wieder mehrere Tage fort war. Oben, beim Mönch.

Ein flüchtiger Blick auf Maxime, Kusmas senkt den Kopf. Maxime und er haben lange genug darüber geredet. Der Mönch will nicht, dass Kusmas die Familie verlässt. Sollen denn die Kinder am Vater leiden, welcher Gott kann das gutheißen? »Wer ein Mönch werden will, darf nicht an Händen und Füßen gefesselt sein«, hat Maxime gesagt. Es ist die Weisheit eines Heiligen, die Maxime Kusmas mitgegeben hat. Maxime antwortet meist mit seinen Heiligen. Sie stehen auf dem Bücherbord über seinem Bett, der Heilige Anton, Simon der Stylit, der Heilige Nikolaus. Was geht über die Weisheit der Alten im Regal? Die »Jungs« haben viele Fragen. Manchmal aber helfen auch die Bücher nicht. Dann vergräbt der Mönch sein Gesicht in den Händen. Oder wandert stumm über die hölzerne Veranda, hin und her.

»Doch irgendwann«, sagt Mammuka, ein Programmierer aus Tiflis, »sind unsere Fragen nicht mehr wichtig.« Dann sei es einfach nur schön, den »Batuschka« zu erleben. So nennt er Vater Maxime, Batuschka, Väterchen. Ein Ehrentitel, der eigentlich nur geweihten Priestern gebührt. »Er strahlt so viel Liebe und Freude aus. Mit ihm kann man Gott fühlen.«

Mammuka hat kluge, wache Augen. Er schnauft verächtlich. »Es kann sein, dass andere Mönche geistlich weiter sind, doch viele sind moralisch arm.« Bis er wieder Arbeit findet, will er in der Hütte auf dem Gipfel bleiben. Oder selbst ein Mönch werden. Noch aber wallt sein Bart nicht so schön wie der vom Batuschka. Aber Mammuka ist noch jung. »Versteht es nicht falsch«, sagt er. »Doch ich liebe diesen Mann.«

Maxime und Mammuka sehen hinüber zum anderen Felsen. Den Felsen mit der Kirche, die Maxime gebaut hat. Die Kirche, zu der er nicht mehr kann. Niemand darf mehr rauf. Eine Hierarchiefrage, erzählen sie hier. Der Bischof ließ nicht zu, dass sich einer buchstäblich über ihn erhoben hatte. Ein ungeweihter Priester zumal, ein Ex-Sträfling. Das, sagen die Leute, war nicht gut gelitten.

Warum musstest du vom Felsen herunter, Maxime?

Schweigen.

Warst du zu anmaßend?

Schweigen.

Stimmt es, Maxime, dass am Ende zu viele Menschen zu dir kamen?

»Ach«, antwortet Maxime, »sollte ich den Leuten denn verbieten, zu mir zu kommen?«

Er will nicht drüber reden. Will nicht aufrühren, was sich gerade gelegt hat, gelegt auch in ihm. Nur so viel erzählt er zum Schluss: »Kennst du die Geschichte vom Kaukasischen Kreidekreis? Sie spielt hier, in dieser Gegend.« Er meint die Geschichte von den beiden Müttern, die sich um ein Baby streiten. Und in der ein Schiedsspruch bestimmt, dass jede Mutter eine Hälfte des Kindes erhält. Maxime: »Sollte ich denn das, was mir das Wichtigste war, zerreißen lassen?«

Also stieg er hinab von seinem Wohnsitz unterm Himmel, auf dem er zwanzig Jahre verbracht hatte. Und stieg hinauf auf den anderen Felsen, auf dem er heute lebt. »Was wäre ich für ein Heiliger, wenn ich keinen freien Willen hätte?« Maxime sagt, es schmerze nicht mehr. Er denke nicht mehr, das da drüben sei »sein« Haus, »seine Kirche«, »sein Felsen«. Er denke jetzt: Aha, ein Mönch hat das Haus gebaut, schön. Er lächelt.

Und was sind schon solche Querelen gegen die großen Torturen? Nichts fürchtet Maxime mehr als die Hölle. Die irdischen Prüfungen scheinen dagegen wie das Flämmchen

Sie nennen ihn Batuschka, Väterchen. Viele steigen zu ihm hinauf und wollen bleiben

seiner Petroleumlampe. Die Ablenkungen des Alltags. Die beiden norwegischen Freeclimberinnen, die eines Tages die Felsen hochkletterten, um zu sehen, was er dort oben machte. Die Kälte und die Einsamkeit der Winter. Der unselige Stolz, den er empfindet, wenn sich die Menge teilt, sobald er die übervolle Kirche unten im Dorf betritt.

Oben auf seinem zweiten Felsen ist noch kein Gotteshaus gebaut, nur die Hütte. Aber sie wissen schon, wo sie die Steine schlagen müssen. Vater Maxime, geboren als Muchron Kavtaradze, verurteilter Dieb, Falschspieler, Säufer und Mönch, hält sich das Fernglas vor die Augen. Drüben auf dem großen Monolithen von Katskhi begießt die Sonne die Kirche mit strahlendem Gold. □

A

